

Die präparierte Schrift

REINHARD JIRGL*

In meinem Vortrag möchte ich einige der Überlegungen nachzeichnen, die mich vor einer Reihe von Jahren dazu gebracht haben, in meinen literarischen Arbeiten zu der üblichen syntaktischen zwei zusätzliche Ebenen einzuführen, des Weiteren einige Variationen bei der Interpunktion. Eine Entscheidung, die mir bei denjenigen, die zu allen Zeiten immer schon und ganz genau wissen, was Literatur ist, nicht nur Freunde eingebracht hat.

Weil eine solche Entscheidung in einem zwar von mir verspürten allgemeinen Mangel, der, wie ich zeigen möchte, ursprünglich gar nicht in mir, sondern vielmehr im Gemeingut verschriftlichter Sprache begründet liegt und in der verbindlichen Duden-Norm sein Regelwerk und auch seine Aushärtung findet, wird mein erster Exkurs auch mit dieser Allgemeinheit sich beschäftigen. Denn aus der Sicht des kommunizierenden Menschen ist gerade die allgemeinste Sprachebene zugleich die unterste wie auch diejenige, die Menschen am weitesten miteinander verbindet.

EXKURS 1

ZUR ALLTAGSPRODUKTIVITÄT VON ENTTÄUSCHUNG UND DEREN FOLGEN

Geht man den beiden Begriffen *Alltag* und *Enttäuschung*, die so verschiedenen Ordnungen angehören, nach, um für beide den verbindenden Ort zu entdecken, so wird man rasch auf *die menschliche Gesellschaft* treffen. Diese verwirklicht den Menschen, wie sie von Menschen verwirklicht wird – solch gegenseitige Bedingtheit erschafft für den Menschen die Pflicht, sich zu integrieren. Gelingt ihm dies, ist er, wie Soziologen sagen: *well integrated*, dann wird dieser Mensch in seiner Mitteilungsfähigkeit sich innerhalb des Sprachrahmens von Gesellschaft bewegen. Er wird, mit seinen Sinnen für Wirklichkeit, die zum einen

* | Open Access Copyright License: cb Creative Commons Attribution 4.0.

Vortrag an der Universität Duisburg-Essen im Rahmen des *Poet in Residence* am 13. November 2012 (leicht gekürzte Fassung).

ihm selbst Sinn verleihen und zudem nach Ausdruck und Mitteilung verlangen, im Wesentlichen die Sprache als Materialsprache aus ebenjener Gesellschaft zu den Dingen begreifen als ein *Mensch der Kommunikation*. Diese – im Gegensatz zur *Information* – bedient sich bekanntlich im hohen Maß verschiedenster »Sprach-Fertigteile« aus Floskeln und anderen, festen Standards.

Die Bedeutung für den Gebrauch solcherlei Standards lässt sich wie folgt ermaßen: 1.) Durch den allgemein hohen Bekanntheits- und Verbreitungsgrad innerhalb der Umgangssprache geben sie Zeugnis von der Suche des Sprechers bzw. Schreibers nach Anschluss an die übliche Redeweise zum Zweck des sich sozial Machens, des Sicheinbettens in den herrschenden Umgangston in einer Gesellschaft. – 2.) Damit erfolgt von Seiten des Sprechers absichtsvoll der Verzicht auf Originalität. – 3.) Der häufige Gebrauch solcher Wendungen im literarischen Schreiben ist das Bekenntnis des Autors zum Konventionalismus, mithin zum Gegenteil von literarischem Kunst-Willen.

I. Sprach-Standards

die-Seele-baumeln-lassen	Angebot=das-man-nicht-ablehnen-kann
Nerven-wie-Drahtseile	das-Heft-des-Handelns
Der-Stoff=aus-dem-die-***sind	ein-***-wie-es-im-Buche-steht
Neue-***-braucht-das-Land	ein-Bilderbuch-***
ein Bild-des-Grauens	eine Schneise-der-Verwüstung

II. Kategorien-Standards

Im Unterschied zu I. markiere ich in meinen Texten Wörter mit Bindestrich bei verallgemeinernden Prinzipien; im Sprachgebrauch plakative, als Kategorien verwendete Begriffe, beispielsweise:

der-Mensch die-Politik das-Ich

Die Markierung der absichtsvoll verwendeten Floskologie im Satzbau beispielsweise mittels durchverbundener Wortfolgen macht sich notwendig wegen der Abbildung einer damit in Verbindung stehenden *Sprach-Gestik im Text* – einer besonderen Form der *Mimesis*. Jemand, der im Gespräch inmitten einer Gruppe mit Floskologie, die eventuell dem Umgangston dieser Gruppe entspricht, sich gemein zu machen und dadurch Anschluss an diese Gruppe zu finden sucht, der, das kennen Sie, wird eine dementsprechende Körpersprache herzeigen: eine aus Gefälligkeit, Hinwendung bis hin zur Anbiederung sowie Unterwürfigkeit bestehende Gestik, Tonalität, Körperhaltung und Mimik.

Diese sprachlichen Wendungen sind zeitlich instabil; sie wechseln mit dem Wandel der umgangssprachlichen Gepflogenheiten, und diese wiederum sind abhängig vom gesellschaftlichen und politischen Gesamtzustand. Das Reser-

voir dessen aber dürfte über die Zeiten hinweg annähernd konstant bleiben, tragen sich doch in diese phonemischen Einheiten unmittelbar die Zeit-Erfahrungen ein. Somit durchziehen diese Formen umgangssprachlicher Wendungen stets das gesamte Sprach-Gebäude, sie finden sich auf allen sprachlichen und stilistischen Ebenen, in allen sozialen Verhältnissen; sie geben somit *in nuce* Auskunft über den inneren Zustand einer für den Text aufbereiteten Person in seiner sozialen Umwelt. – Genau hierin besteht übrigens ein Dilemma für den historischen Roman: Wenn der Schreiber die unoriginelle historisch bedingte Kommunikationssprache in Verbalität und Gestik nicht kennt, wird der historische Roman zur bloßen Travestie auf die Historie und bestätigt die Plattitüde, dass der Begriff Gegenwartsliteratur eine Tautologie sei. Besitzt der Schreiber derlei Kenntnisse, besteht die Gefahr, dass sein Roman über eine andere Zeit zur aktuellen Zeit in seinen Hauptzügen unverständlich, also langweilig gerät oder kunstgewerblich.

Sprache-haben setzt das In-sich-selber-Gehen voraus. Je tiefer in die Schichtungen des Ich hinabgestiegen wird, desto unpersönlicher, allgemeiner mit einem Wort: desto typischer wird der Mensch in seiner »Sprachlichkeit«. Ganz unten – »auf dem Grund der Seele«, wie man früher sagte – dort ist des Menschen allgemeinstes Gut: das wirt verteilte Reservoir der Wörter, das Arbiträre der Zeichen. Vom uralten Regelwerk sinnstiftender Grammatik nicht allein den Gebrauch der Wörter, sondern bereits den Zugriff auf Wörter und Zeichen bestimmen und steuern zu lassen, macht das Wort in dieser untersten Schichtung – im Gegensatz zu allen »Tiefsinn-Mythologien« – nicht der verfeinerten Individualisierung zugehörig, sondern zu einer der »wilden Ursprache des Anfangs« vergleichbaren Schicht. Hier unten sind Sprache, Gesellschaft und Wirklichkeit, aus der Perspektive des in-sich-gehenden Menschen gesehen, identisch. Und was wir *Muttersprache* nennen, darin findet sich gewiss unser tiefstes Empfinden für Wirklichkeit; hier liegt auch die Herkunft von Lust und Kreativität. Genauer gesagt: Des *kreativen* Menschen Zugriff auf Wörter und Zeichen ist ein individueller, zeit seines Lebens sucht er nach Identität und Einsheit mit sich, der Welt und den Dingen in der Welt, was ihn von dieser unteren Sprachschicht schließlich sich abheben lässt.

Nicht also in seiner Tiefe, sondern allein auf seiner Oberfläche, dieser dünnen, instabilen Schichtung des Ich, ist der Mensch individuell; auf dieser glitzernden Staubschicht der Wörter – dort und nur dort oben erhält er seine Originalität. Möglichkeit bzw. Fähigkeit, in-sich-zu-gehen, seinen Bestand an Wörtern zu befestigen, um durch deren Allgemeingut in den untersten Sprachschichten selber allgemein, d. h. sozialisierbar und innerhalb einer Gesellschaft mitteilbar werden zu können, entscheidet über des Menschen Fähigkeiten, in einer Gesellschaft als integrierbar sich zu erweisen. Späterhin, innerhalb der Gesellschaft durch den Umgang mit den Regeln der Wörter und Zeichen ordnenden, gruppierenden und umgruppierenden Grammatik erfährt Sprache ihre fortlaufenden Sinn- und Bedeutungswandlungen. Alles Denken des Men-

schen heißt Denken in und mit den Wörtern. Die später zu Schrift gewordene Sprache, dem Gemeingut der Anfangsschicht entstammend, bringt, durch die hierarchischen Ordnungsprinzipien der Regularien, Sprache und Wirklichkeit in Form von Gesellschaft zusammen. So lässt das Individuellste das Flüchtigste bestimmen. Das macht den in der Wirklichkeit seiner Sprache denkenden Menschen in diesem Sinn zu einem ewigen Anfänger. Denn *Anfangen* bedeutet auch den Beginn von Tätigkeit, und diese ihrerseits bekundet das Eingeständnis wahrgenommenen Mangels und bedingt somit die Arbeit – hier die Arbeit an der Sprache – gegen das empfundene Ungenügen am Bestehenden.

Solch banale Tatsache muss bereits das Kind empfinden, nicht selten schmerzlich, rührt doch jenes wahrgenommene Ungenügen zunächst aus den die Menschen belagernden, sie umzingelnden und verbergenden Gegenständlichkeiten her, aus denen all jene gesellschaftlichen Verhältnisse der Zulassung sowie der vielseitigen Beschränkungen und Ausschließungen erwachsen. Unbehagen an jener Disharmonie im vorgesetzten Dasein drückt dann aus dem Mund des Kindes das festgehakte, unzählige Male wiederholte Fragen nach dem *Warum?* aus, womit es im erwachenden Verstehenswillen die Welt der Dinge, Tiere und Menschen durchläuft, und erst vom entschieden genervten *Hör auf!* des Erwachsenen sich abrupt unterbrochen, zum Schweigen gebracht sieht und die Fragenfortsetzung nicht wagt. Und irgendwann, nach der zigsten Zurückweisung, unterbleibt das Fragen ganz, die Fühlhörner zur Neugierde bleiben eingezogen. Man hat sich gefügt: ins Gegebene, in die Normen, in die kurze Leine des vorgesetzten Alltags. Solcherart Sichfügen allerdings kann das fundamentale Bedürfnis des Menschen nach Gemeinschaftlichkeit und Lebenssicherheit erfahrungsgemäß nur solange versprechen, wie es ebendieses Versprechen nicht einlösen muss. Der frühe Eindruck, alles Spielzeug sei bereits im erlebten Anfang zerbrochen und mit dem Spiele suchenden Menschen entzweit, prallt späterhin am erhärteten Tatsachensinn des Erwachsenen ab. Indes nicht immer ohne Folgen.

Aus der Erfahrung nicht dauerhafter Identität mit den drei Säulen für menschliches Dasein – Wirklichkeit, Sprache, Gesellschaft –; aus frustrierender Alltäglichkeit versagter Einsheit von Mensch und Welt angesichts der Entzweigung der realen Welt mit dem ganzheitlich vorgestellten Menschen erwächst ihm neben der so entstandenen Enttäuschung auch die Chance zu einer Strategie im Einsatz seiner Erfahrung mit jenen drei die Oberfläche von Gesellschaft tragenden Säulen, und Enttäuschung zielt auf Ent-Täuschung dieser Phänomene.

Ent-Täuschung bedeutet Enthüllung. Und einer Skulptur vergleichbar erscheinen Wirklichkeit, Gesellschaft und Sprache vom selben hierarchischen Prinzip wie von einem Rückgrat durchzogen und beherrscht: sowohl das Ich des Einzelwesens als auch die Gesellschaft in Form der Grammatik zum Befestigen der gesellschaftlichen Sprache. Niemals und nirgends am Ursprung, treffen wir stets auf solchermaßen vorsortierte, hierarchisch gruppierte Phänomene, die unser Denken, Sprechen, Handeln leiten, indem sie generalisieren

und totalisieren. Darin im eigentlichen Sinn kommt die politische Macht dieser allgemeinsten Schicht zur Wirkung; die generalisierende und totalisierende Weisung der Grammatik gibt der aus ihr hervorgehenden Sprachregulierung »von ganz unten« ihre entpersönlichende Struktur: die *korrumpierte*, die *unterworfen* Sprache. Das subjektiv Selbstverständliche im Leben und Sprechen – die Anpassung an die je gültigen Normen – ist oftmals das objektive Hindernis für individualisiertes Leben und Sprechen.

Entgegen dem Augenschein ist diese von uralten Regeln geprägte Sprache daher die »wilde« Sprache, weil sie die Oberflächenschicht des Ich, dort, wie erwähnt, jedes Menschen Originalität, die ihn mit *seinen* Wörtern in *seiner* Sprachfindung von allen übrigen unterscheiden könnte, negiert, nicht zulässt, sondern mit der rigorosen Geste des Gesetzgebers das normative Sprachraster aufprägt und überwacht. Wildheit aber hat nichts mit Freiheit zu tun, ebenso wie der hemmungloseste Mensch nicht der freieste ist. Mit anderen Worten, die »wilde« Sprache verhält mit diktatorischer Geste jegliches Sprechen und Schreiben vollkommen im Bereich der Kommunikation, während alle übrigen davon abweichenden Formen mehr und mehr der Ausdrucksseite von Sprache, der Information, zustreben. Hierher gehört der alte Satz der Informatiker: »Je mehr Kommunikation, desto weniger Information.«

Aus Ent-Täuschung muss neuerlich Enttäuschung werden, die den so Enttäuschten zurücklässt in seiner Trauer über die Verwehrung, *seinen* Willen zum Ich in *seiner* Sprache zu entfalten oder zu verfallen, an den Wörtern sich zu bereichern, damit bislang nicht bestehende Wort- und Satzkonstruktionen zu schaffen. Denn vielleicht ist diese Lust ja *nur meine* Lust?, diese Trauer trage *nur ich*?, diese Einsamkeit ist *nur meine*? Welchem Regelwerk diktatorischer Allgemeinheit sollte ich sie und mich dann unterwerfen und warum? Sollte die Angst so vieler, einer Gemeinschaft, einer Familie, Partei, einem Klüngel oder einem Verein nicht anzugehören, tatsächlich auch *meine* Angst sein? Und sollte ich mich daraufhin, wie ebenso viele, unter allen Umständen den Gesetzen der unheiligen Kommunikation unterwerfen? Warum sollte ich so etwas wollen müssen? Die kindliche, einst vom Erwachsenen gebot abgebrochene Warum-Fragenserie findet somit im Erwachsenen ihre Fortsetzung; sie hatte auf die Schrift warten müssen. – Sobald also der solchermaßen erneut Enttäuschte allein zurückbleiben muss, wird er von seiner vorgestellten Individualität – dem Anspruch, *von sich zu informieren* – nicht lassen und ihn somit zum wiederholten Reagieren innerhalb von Sprache und Gesellschaft bringen.

Noch etwas kommt hinzu: Das Wort ist bekanntlich nicht nur Träger für Mittelbarkeit geistiger Inhalte von den Dingen und Erscheinungen, nicht allein, wie Vilém Flusser sagte, »ein Triumphruf des zum Geiste drängenden und Geist gewordenen Lebensstroms«, getragen vom Atem des Sprechers oder von der Hand des Schreibenden, sondern das Wort ist auf unmittelbare Weise Objekt, ist Werkzeug und Schauplatz für Tätigkeiten schlechthin! Das Wort verweist somit auf eine eigene Physis und, weil es wesentlich ist, auf Charak-

ter. Die griechische Etymologie von »Charakter« ist »charásein« und bedeutet, »ein Schriftzeichen in Material eingraben, einprägen, niederschreiben«, sodass »Charakter« schließlich mit »Buchstabe« gleichgesetzt wurde.

Auf dieser Seite von Sprache ist der Mensch nicht Sprach-Schöpfer, sondern Werkzeug der Sprache: Er ist in-sich-gegangen, nimmt vom Grund seines Ich die Wörter und lässt von den Hierarchien der Grammatik sich zwingen, die Wörter so aufzureihen, wie die Regularien es wollen. – Indem ich den Standort wechsele, sehe ich: Die aus Wörtern gefügte Sprache hat den Menschen machen lassen, was in den Fähigkeiten dieser Sprache vorhanden ist und was der Mensch für sein Tun als tauglich erkennen konnte. – Und vom Standpunkt der Tat her gesehen, gerät das eine im ewigen Wechselspiel tatsächlich zum Werkzeug des je anderen.

Demzufolge trägt sich in das geschriebene Wort in seiner physiologischen bzw. charakterologischen Gestalt genau wie in einen menschlichen Leib immer auch in unmittelbarer Weise die Historie des Menschen ein. So, wie wir heute sind, haben unsere Vorfahren sich geirrt, sagte Nietzsche mit Blick auf die Physiologie des Menschen. So, wie wir heute sprechen und schreiben sollen, lässt sich anfügen, wurden unsere Vorfahren zum Schweigen gebracht.

Von Anbeginn sondern sich zwei Lesarten bezüglich des Alphabets: Zum einen der mythologisch-religiöse, zum andern der irdisch-realistische Weg. Ersterem gemäß formte Elohim sein Ebenbild zur Gestalt des ersten Menschen aus Lehm; das hebräische Wort für Lehm ist »Adamah«, so wurde »Adam« erschaffen, woraus der erste Buchstabe »A« zum Alphabet gegeben worden sei. – Dem realistischen Deutungsweg entspricht beim Anblick desselben Schriftzeichens die Vorstellung vom angreifenden bzw. dem vor den Pflug gespannten Stier, der im ersten Buchstaben »A« seinen bildhaften Laut-Ausdruck fand. Der Buchstabe »B«, derselben Deutung nach, soll dem Anfangslaut des semitischen Hauses »Beth« mit seinen beiden Dachkuppeln entsprechen; »C« (dem im Hebräischen ursprünglich der Laut »G«, »Gimul«, gleichkommt) verbildlicht das einhöckerige Kamel, eines der wichtigsten Haustiere der damaligen bäuerlichen Gemeinschaften.

Aufschlussreich an diesen beiden Lesarten ist nach der Austreibung älterer Denk-Bilder aus der Schrift zu einer ikonoklastisch gedachten Schrift das Beharrungsvermögen der Bilder in der zunächst »leeren« Form. Daraus entstand einerseits, und gewiss als Gegenreaktion, das hebräische Bilderverbot (»Du sollst dir von Gott kein Bild machen!«), andererseits die klandestine Rückkehr der Objekte, der Dinge wie der Körper, in die alphabetische Vorstellungswelt.

Aus der mythologischen Lesart dürfte dann im 19. Jahrhundert die ethische Versinnbildlichung hervorgegangen sein. Victor Hugo beispielsweise soll in der Buchstabenform »Z« den Ausdruck für Gotteskraft in Gestalt des strafend herniederfahrenden Blitzes, Balzac im »Z« das Symbol für den unmoralischen, auf Abwege geratenen Lebenswandel erblickt haben. Darüberhinaus galt der Buchstabe »T« als das Zeichen für Verhängnis, erinnert seine grafische Gestalt doch

an das Schächerkreuz, an den Galgen. – So könnte man fortfahren, und gewiss ließen in sämtlichen Buchstaben unseres Alphabets, in mehr oder weniger ausgebildeter Form, sinnliche bzw. nichtsinnliche Ähnlichkeitsvorstellungen als *grafisch gebundenes Signal* sich auffinden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass man in der abendländischen Schriftgestaltung mitnichten das Bilderverbot beachtete, vielmehr hat man mit enormer Fantasie, ja mit Entdeckerlust die inhärente Körperlichkeit aus der Schrift gehoben. Mittels gestalteter Schrift hatte man leibhaftige oder moralische Symboliken in Form von Ornamenten entweder zu kurzen satirischen Erzählungen oder zu didaktischen Zwecken entworfen. – Daraus folgt als Konsequenz für die heutige Zeit nicht eine weitergehende Veräußerlichung der ornamentalen Schriftgestalt, sondern die weiter *in* den abstrakten Schriftcode selbst hineingehende Suche nach konkretisierenden Möglichkeiten der Zeichen: vom erzählerischen Ornament zur erzählerischen Funktion.

Im folgenden zweiten Exkurs werde ich zeigen, welche Möglichkeiten zum Abbilden im Innern der ikonoklastisch gedachten Schrift mitgetragen werden, und zwar unabhängig von meinen persönlichen Erfindungen. Ich habe bei meinen Überlegungen zum Umgang mit verschriftlichter Sprache wenig *erfunden*, dafür in der Schrift einiges *wieder gefunden*, das der Dialogfunktion zwischen Sprache und *seiner* Sprache suchenden Menschen behilflich und fördernd sein kann.

EXKURS 2

KURZER ABRISS ÜBER DIE SCHRIFT AUS DEM KRIEG DER KULTUREN

Den grundlegenden ersten und entscheidenden Schritt zum Vertrautwerden mit meiner Schreibmethode bildet die Erkenntnis, dass der Buchstaben- und Ziffernvorrat unserer Schrift, über den jede Schreibmaschinen- bzw. Computertastatur verfügt – unser sogenannter *alphanumerischer Code* – zum einen die *Lautevielfalt unserer Sprache* wiedergibt, zum anderen aber ebenso eine Fülle an *Bild-Signalen* für die Welt der Dinge und Erscheinungen in sich birgt. Der alphanumerische Code repräsentiert demzufolge zweierlei: die *Lautevielfalt* unserer Sprache und ihr *grafisches* Erscheinungsbild!

Speziell der Bildebene in der Schrift galt seinerzeit vor etwa 4000 Jahren insbesondere im semitischen Mittelmeerraum das massive Bestreben zum Exorzismus: Man wollte den Hochkulturen der damaligen Zeit, der ägyptischen wie der babylonischen Kultur, die durch ihre kultisch bezogene Schrift den Ideen-Gehalt von Dingen und Erscheinungen wiedergaben, eine bilderlose, eine ikonoklastische Schrift entgegensetzen. Zu diesem Thema des entscheidenden Übergangs von der ideogramatischen zur ikonoklastischen Schrift ist in Fülle

Erhellendes geschrieben worden. Stellvertretend dafür erinnere ich an Walter Benjamins Schriften aus den 1930er-Jahren *Über das mimetische Vermögen der Schrift* sowie die *Lehre des Ähnlichen*, sodann zwei Werke aus den 1980er-Jahren von Vilém Flusser: zum einen *Die Schrift* und zum anderen das Buch *Gesten*.

Mimesis in der Schreibweise heißt allgemein die sinnliche Annäherung ans Nichtsinnliche der Schrift. Ob Gegenwärtiges oder Historisches den Stoff bestimmt, das zu beschreibende Ereignis gilt es in seiner Emotionalität mittels Sprache derart zu fassen, als geschähe jedem dieses Ereignis jetzt und hier unmittelbar und zum ersten Mal. Jedes Erleben einer Erstmaligkeit – ob beglückend oder erschreckend – ist ein plötzlich eintretender Ausnahmezustand. Vorsprachlich herausgehoben erhellt er genau wie im Blitzlicht die Konturen des Ich. Die mimetische Sprache mit den glück- oder schreckenverheißenden Worten gibt daraufhin der mit diesem Erlebnis verbundenen Emotionalität einen kommunizierbaren Ausdruck; das Vorsprachliche geht über in verschriftlichte Erfahrung einer zeichenhaften Begebenheit. Darin erscheint ein fundamentales Verlangen nach sinnlicher Wirklichwerdung, das allen Menschen zu allen Zeiten gemeinsam bleibt. Mithin, das Ich ist reiner menschlicher Wille, und der sucht ins Nichtsinnliche die Vorstellungen der Sinnlichkeit aus der Ding-Welt als Körper-(Objekte-)Imago hereinzuholen. Diesem Verlangen dürften wir bis auf den heutigen Tag die erstaunliche Konstanz in den Buchstabenformen des Alphabets verdanken.

Das Kompositum *alphanumerisch* lässt fälschlicherweise an Parität und an Gleichberechtigung sowohl in der Bedeutung als auch im Verhältnis von Buchstaben und Ziffern zueinander in einem Text denken. Dem ist keineswegs so. Dieser Umstand ist desöfters behandelt worden von Autoren wie Roland Barthes oder Vilém Flusser, um stellvertretend nur diese beiden, die mir mit einigen ihrer Schriften auf diesem Arbeitsweg richtungweisend gewesen sind, zu nennen. Des Weiteren hat insbesondere Flusser ausgeführt, wie innerhalb dieses verbindlichen Codes die starke Unterdrückung der Ziffern durch die Buchstaben bestehe, und zwei simple Fragen, die Flusser sich stellte, führen ins Zentrum des Problems. Zunächst: *Was mochte vor Jahrtausenden die Menschen dazu bewogen haben, neben der (arabischen) Ziffer auch das ausgeschriebene Zahl-Wort einzuführen?* Und weiter: *Warum durfte die Ziffer keineswegs allein dem Bezeichnen von Mengenangaben dienen?*

Was folgt daraus? Es bestehen zwei miteinander unvereinbare Wirklichkeiten: die Wirklichkeit des Alphabets und die Wirklichkeit der Ziffern. – Man hat in der Hirnforschung erkannt, dass beispielsweise das Lesen eines von links nach rechts zu einem Satzende hin geradlinig verlaufenden, alphabetischen Textes andere neurophysiologische Vorgänge auslöst als das Lesen (Entziffern – Erkennen) einer beliebigen mathematischen Formel. Bereits die einzelne Ziffer inmitten eines alphabetischen Textes zwingt den Leser in seiner Lesetätigkeit zum »Anhalten« und »Umschalten« von der linearen Wirklichkeit der Buchstabenwörter zur »insulären« Wirklichkeit der Ziffern. Kurzum: Der al-

phanumerische Code widerspiegelt die *beiden* Wirklichkeitsbedürfnisse des *auditiv* und *visuell* in der Welt seienden Menschen. Er hat demnach eine Möglichkeit gefunden für den Ausdruck zu *beschreibender Erscheinungen* sowie für den zu *kalkulierender* (abzählbarer, zu wertender) *Sachverhalte*. Darin genau finden sich die Gründe zur Verschriftlichung und gleichzeitig zum Verziffern auch unserer Wirklichkeiten, und bedeutet zum einen die *Rückkehr zum Bild* (ob in Piktogrammen oder in den Computeranimationen der *virtual reality*); zum anderen den *Vorausschritt zu den Zahlen* (denn Computer sind keine Denk-, sondern bloße Rechenmaschinen). Die Rückkehr zum Bild bedeutet die *Wiederkehr der Imagination*; der Vorausschritt zu den Zahlen die *Festigung der Kalkulation*. Hierin findet das erwähnte Spannungsverhältnis zwischen Buchstaben und Ziffern innerhalb des alphanumerischen Codes gegenwärtig seinen deutlichsten Ausdruck wie auch den besten Hinweis auf seine Gebrauchsfähigkeit.

Ausgehend vom *grafischen* Erscheinungsbild des alphanumerischen Codes bilden die beiden Bezugsebenen – die objekthafte und die charakterologische – fortan die beiden zusätzlich sinntragenden Ebenen im Schriftbild meiner Arbeiten. Natürlich sollen diese so gewonnenen Aussagen nicht zum dogmatischen System erstarren; nicht durchweg hat die gleiche Zeichengebung immer dieselbe Bedeutung, und schon gar nicht verwende ich, wie mitunter behauptet wird, beispielsweise für die Numerale »eins« oder für die Silbe »ein-« stets und unabänderlich die Ziffer »1«! Vielmehr bieten die Verhältnisse Numerale – Ziffer bzw. Silbe – Ziffer die hochflexible Fähigkeit, eigens auf den *unmittelbar und konkret erzählerischen Kontext* sich einzustellen, um dem Leser zusätzliche Informationen über die physischen und/oder psychischen Zustände von Personen im Zusammenspiel mit dem Textinhalt zu liefern. Neben jedem, durch das Erzählen und die Handlung eines Textes, mitgeteilten Sinn erweitern sich die Mitteilungen allein durch die Zeichengebung auf drei verschiedene Aussage-Ebenen: 1. die wertenden Aussagen; 2. die programmatischen Aussagen sowie 3. die beschreibenden Aussagen. – Ich werde anhand eines Beispiels noch darauf zurückkommen.

Obwohl auf den ersten Blick meine Verschriftlichungsverfahren den Anspruch eines hohen theoretisch-abstrakten Anteils vermuten lassen, ist der eigentlich theoretische Gehalt dieses Verfahrens eher knapp bemessen und bezieht sich, wie oben ausgeführt, auf längst bekannte Erkenntnisse in den Sprach- und Schrifttheorien. Den Schwerpunkt meiner Überlegungen bildet vielmehr die *Praxis des Schreibens*, der *Sprachgebrauch*, d. h. der Versuch, auch die sinnlichen Informationen aus den Wirklichkeiten der gesellschaftlichen Außenwelt sowie der Ich-Erfahrungen des Einzelwesens in die Wirklichkeit eines Textes zu übertragen. Um einem Text den Wirklichkeits-Status geben zu können, sind allerdings einige Transformationen vonnöten, über die ich im Folgenden berichten möchte. Wenn ich Ihnen anhand praktischer Beispiele meine Methode bei der Verwendung des alphanumerischen Codes erläutern werde, dann werden Sie – so hoffe ich – nachvollziehen können, weshalb ich für meine

Bücher diese Schreibweise entwickelt habe; vor allem welche Vorteile für das Erzählen und welche zusätzliche Informationsgewinne für den Leser oder anders gesagt, welche zusätzlichen Angebote an eine unmittelbar sinnliche Wahrnehmung der Texte damit verbunden sind.

Anhand eines einfachen Satzes lassen sich einige für meine Schreibmanier wesentliche Besonderheiten erläutern:

- a) Fünf Jahre lebte und arbeitete er allein in der Provinz.
- b) 5 Jahre lebte & arbeitete er=allein in der Provinz.
- c) Fünfjahre lebte u arbeitete er all=1 in der Provinz.
- d) Fünf Jahre lebte und arbeitete er all=1 in der Provinz.
- e) Fünfjahre lebte&arbeitete er=allein in der Provinz.

Betrachten Sie den Satz unter Punkt a) beispielsweise als den ersten Satz in einer Erzählung, Novelle oder als Beginn eines Romans; Sie wissen noch nichts von der Handlung und von der genannten Figur – nichtsdestoweniger ist ein erster Satz stets von besonderer Evidenz. Wie viel an Information liefert dieser regelkonform geschriebene Satz? Kaum mehr als die Mitteilung der Tatsache selbst. In einer realistisch vorgestellten Erzählsituation aber ist der Umstand normal, dass durch die Art des Erzählens, den Stimmklang und die Betonung bestimmter Satzglieder bereits in diesem Sinn die subjektive Wertung einer Mitteilung geliefert wird. Davon weiß die konventionelle Form nichts; es könnte ebenso gut eine Automatenstimme sprechen.

Die Schreibform des Wortes »allein« lässt zudem keine andere als die konventionelle Deutung zu, derzufolge Alleinsein einen durchweg betrüblichen Zustand erfasst. Die Möglichkeit, dass Alleinsein sehr wohl auch einen beglückenden, einen innerlich bereichernden und somit positiven Lebenszustand bedeuten könnte, bleibt hierbei vollkommen unbezeichnet. Wollte man eine diesbezügliche Differenzierung dennoch mitteilen, wäre dies allein durch verbalen Aufwand möglich, indem nun Reflexionen über die Formen des Alleinseins zwischengeschaltet werden müssten, was wiederum den Text an dieser Stelle unmotiviert voluminös werden ließe, denn es geht ja hier nicht vordergründig um die Erörterung der Arten für Alleinsein. Ich betrachte solcherart einerseits unverhältnismäßigen, andererseits für die konventionelle Schreibform unumgänglichen Verbalaufwand als »Zwangsverfettung eines Textkörpers«. Denn dass ein beliebiger Text auch einen Körper im physischen Sinn darstellt, mit allen Merkmalen einer körperlichen Erscheinung ausgestattet, das legen nicht allein die geläufigen Begriffe »Textkörper« oder »Sprachleib« nahe, sondern die *physischen* Eigenheiten eines Textes folgen direkt aus der oben erinnerten Historie der Buchstaben und Ziffern.

Hingegen informiert die Schreibform unter b) über weitaus mehr: Die Ziffer »5« ist grafisch gesehen von schlanker, dürrer Gestalt. So waren diese »5 Jahre« offenbar langweilige, erlebnisarme Jahre, und in Verbindung mit der

Ziffer »1« als Nachsilbe von »allein« wurde diese Zeit von dem Betreffenden als Verlassenheit empfunden.

»lebte & arbeitete«: Die *beschreibende Aussage* in diesem Satz deutet durch das »et«-Zeichen auf Geschäftigkeit, Fleiß, Eifer, und beides, Leben und Arbeiten, scheinen in gleicher Weise dem Dienstun unterstellt; salopp gesagt, er reißt seine 5 Jahre Dienst zwar eifrig aber lustlos ab. – Das Gleichheitszeichen, mit dem das Personalpronomen »er« und seine Lebensform – »all–1« – verbunden sind, besagt, wie stark diese Person in ihrem Fühlen unter diesen Umständen von der Selbstbezogenheit geprägt wurde. – Bis hierher wissen wir von dem noch Unbekannten also bereits einiges über seine Lebensumstände und seine innere Verfassung, und das allein dank der Schreibform.

Wertende Aussagen sind gegeben sowohl durch die Schreibform der Provinz mit w (hier klingt »winzig« an), als auch durch die 5 Jahre sowie all–1, jeweils in Abhängigkeit von der subjektiven Wertung beziffert oder ausgeschrieben – und eine *programmatische Aussage* aus der subjektiven Sicht des Erzählers wird gegeben durch »lebte und arbeitete« in den verschiedenen Kombinationen.

Im Beispiel c) fallen zunächst die »Fünfjahre« in einem Wort geschrieben auf. Grafisch gesehen ein Wortungetm, also werden dem Erzähler diese fünf Jahre zwar enorm lang vorgekommen, doch nicht mehr langweilig und erlebnisarm erschienen sein, sondern – durch das *grafische* Erscheinungsbild verdeutlicht – vielmehr abwechslungsreich, erfüllend, denkbar auch ungeheuerlich in jeder Hinsicht; außergewöhnliche Vorkommnisse dürfen somit in der weiteren Handlung zu erwarten sein. – Das vereinzelte »u« dient stets zum Bezeichnen der *Gleichzeitigkeit* von Vorgängen, d. h. im konkreten Satzbeispiel besteht zwischen Leben und Arbeit für diese Person kein wertender Unterschied, es fehlt aber die Beflissenheit. Während im Beispiel d) die Konjunktion als »und« geschrieben die zeitliche Abfolge bezeichnet: Die Person weit mithin genau zu trennen zwischen Arbeit und Freizeit. – Die »Fünf Jahre« getrennt, also normal geschrieben, können hier bedeuten, dass das Mitteilenswerte des Erzählers nicht in dieser Zeitangabe, sondern in den übrigen, von der Norm abweichend geschriebenen Satzgliedern besteht: dass er sich verlassen fühlte in dieser Provinz, ohne von dieser Verlassenheit sich allzu sehr beeinträchtigen zu lassen, daher die Getrennschreibung von »er« und »all–1«.

Die positivste Mitteilung wird im Beispiel e) gegeben: Hier teilt man sowohl die erlebnisreiche Zeit mit, als auch die unbedingte Zusammengehörigkeit von Leben und Arbeiten, was nur heißen kann, dass der Erzähler seine Arbeit so freudig macht, dass er beides nicht trennen mag, gemäß der Soziologenphrase: »Er definiert sich über seine Arbeit.« Das Alleinsein wird hier ebenfalls als erfüllend betrachtet und die Provinz hat nichts mit Enge, Stumpfsinn oder Kleingeistigkeit zu tun. Denn Provinz und Urbanität sind stets unabhängig von der Örtlichkeit; Provinz und Urbanität beginnen und enden allein in den Köpfen der Menschen! Und erst, wo Provinz ihrem schlechten Ruf gerecht wird, wo Engstirnigkeit, regionale Verbohrtheit und Volkes Tmlichkeiten, Geistlosigkeit

mit Titel- und Bildungsdünkel sich mischen, erst dann ist Provinz tatsächlich Prowinz, gleichgültig ob in Dörfern oder in großen Städten.

Sie sehen anhand dieses Beispiels, wie einundderselbe Satz, in jeweils variiert, von der Norm abweichender Form geschrieben, eine Fülle an subjektiven Mitteilungen über eine Figur geben kann, was in der normgerechten Schreibform unmöglich wäre. Der Gewinn besteht nicht allein in der zusätzlichen Informations-Menge, sondern zugleich auch in den subjektiven Mitteilungen des Erzählers; bereits vom ersten Satz an wissen Sie, was mit dieser Person los ist, und so kann dieser erste Satz bereits wie ein »Notenschlüssel« für alles Kommende fungieren.

Grundsätzlich ist zu sagen, dass sämtliche in meiner Manier geschriebenen Texte im Vortrag konventionell zu lesen sind; die Entscheidung, so zu schreiben wie ich schreibe, ist zugleich die Entscheidung gegen den Vortrags- und für den Lesetext!

Aus dem niemals ruhenden Spannungsverhältnis zwischen Buchstaben und Zahlen – man meint darin den einstigen erbitterten Kampf der Buchstaben gegen die Ideogramme wie Fossile zu erkennen – ergeben sich wesentliche Schlussfolgerungen für das literarische Schreiben einerseits, wie andererseits und insbesondere für die vielleicht bedeutsamste Fähigkeit der Schrift überhaupt: In der Schaffung und Bewahrung eines Langzeitgedächtnisses nicht nur für alle Literatur, sondern allgemein für alles Verschriftlichen selbst.

Jenes Spannungsverhältnis zwischen Buchstaben und Ziffern innerhalb des alphanumerischen Codes ist niemals befriedet worden. So hat in den letzten fünf Jahrzehnten dieser Konflikt an Schärfe derart zugenommen – die Popularisierung der Computer samt ihrer »primitiven Binär-Code-Sprache« setzt hierbei den vorläufigen Endpunkt einer Entwicklung, nicht deren Beginn –, dass einige Autoren verführt waren zu behaupten und zu hoffen, die Schrift werde von den per Computer errechneten Bildern abgelöst und ausgelöscht werden. Bereits in den frühen 1950er-Jahren fantasierte Marshall McLuhan vom »Ende der Ära Gutenberg« und prophezeite das Ende des Buches und der Literatur. Der Genannte war seinerzeit so unvorsichtig, dieses Ende genau zu datieren: Am 31.12.1980 sollte es mit »dem« Buch vorbei sein. Es war auch tatsächlich vorbei, allerdings nicht mit dem Buch, sondern mit Marshall McLuhan: er verstarb genau an diesem Tag! – Dessen ungeachtet schreiben gewisse Propheten bis heute von ihm ab. Ironischerweise verbreiten sie ihre Prognosen über das Ende des Buches immer per Buch. Denn sie wissen genau, würden sie ausschließlich andere Medien als das von ihnen gescholtene Buch zum Konstatieren des Endes aller Bücher bevorzugen, wären sie und ihre Prophetien noch schneller vergessen als ohnehin.

Diese Prophezeiung heißt nicht nur das Kind mit dem Bad ausgießen, sondern, und entscheidend, heißt das die wesenseigene Fähigkeit der Schrift zur Erweiterung *innerhalb* ihres eigenen Geländes verkennen. Die Schrift verfügt über äußerst flexible Eigenschaften, und Flexibilität sei im eigentlichen Wort-

sinn verstanden, nicht in jenem missbrauchten, erniedrigten, in der gegenwärtigen Arbeitswelt gebräuchlichen Sinn von angestrebter Ichlosigkeit hin zur Schaffung von allzeit kompatiblen Personeneinheiten ohne Skrupel.

Die Schrift, zusammenfassend gesagt, ist vor viertausend Jahren aus den Körpern ausgebrochen; im gelungenen Text findet sie dorthin zurück. Somit sucht *im* Schreiben das Inszenatorische – der Körper-Text, der auf der Bühne von Buchseiten steht – seinen Ausdruck.

Ausgehend vom empfundenen Ungenügen und Mangel an und in verschriftlichter Sprache sowie im Besonderen an der Normsetzung zum Schreiben, und weiter auf dem Weg in die schriftarchäologischen Felder, habe ich in den beiden Exkursen Ihnen den Prozess meiner Entscheidung, so zu schreiben wie ich heute schreibe, nachzustellen versucht. Ausgestattet mit solchermaßen kulturhistorischen Fundstücken lagen für mich in meiner Arbeit als Schriftsteller seinerzeit die möglichen, begehbaren Wege fortan deutlich vor Augen. Und ich brauche wohl nicht extra zu betonen, dass auf dem Untergrund frustrierend empfundener Beschränkungen, wie sie das »gutbürgerliche Bewusstsein im normalen Schriftbild« aufstellt, durch die anderen begehbaren Wege sich außerordentlich glückhafte Aussichten für meine weitere Schreibarbeit boten.

EXKURS 3

WER HAT ANGST VOR TEXTUELLER DRIFT?

Denn auch im Gelände der Schrift sind Bereiche von veränderter Wirklichkeit aufgebrochen, sie lagen seit Langem schon bereit. Und sobald der Schriftsteller von seiner Selbstgenügsamkeit im Prokrustesbett konventioneller Schreibregularien sich befreien und als ein Indikator diese Veränderungen in seine Arbeit an der Schrift einbeziehen und somit festhalten will, dann wird aus einem Buch vielleicht mehr als nur eine Sammlung bedruckter Seiten. Die Sinne für diese Möglichkeiten zu schärfen, das ist die Absicht meines Vortrags.

Natürlich bin ich mir bewusst darüber, dass keine wie auch immer beschaffene Verschriftlichungsform zwischen Text und Wirklichkeit lückenlose Identität herstellen könnte, auch bin ich kein Verfechter einer vulgär-materialistischen »Widerspiegelungs-Theorie«. Ich suche zum einen die scharfe Trennung zwischen Kunst und Leben; zum anderen die ebenso bewusste Trennung zwischen Alltags- und literarischen Sprachregularien. Erstere gehören der Kommunikationsebene an, hier müssen Regularien gelten, die zwischen richtig und falsch zu trennen wissen, sonst ist eindeutige Verständigung nicht möglich. Andererseits, und ausgehend von eingangs erwähnter *Wirklichkeit des Textes*, gilt im Gelände des literarischen Schreibens meine Suche den Verfahren, die eine differenziertere und nicht zuletzt auch sinnlichere Ausdrucksweise gegenüber den »kollektivistischen« Verbindlichkeiten, wie sie die bestehenden Regulari-

en vorgeben, zu erschaffen gestatten. Möglicherweise, und wenn uns künftig diktatorische Systeme erspart bleiben sollten, wird die Umgangssprache Muster hergeben, die genau diesem Bedürfnis immer deutlicher Rechnung tragen. Denn was mir der Motor dieser umgangssprachlichen Entwicklungen zu sein scheint, was den Bedarf an geronnener Gegenwärtigkeit im Text heutzutage als größer gegenüber früheren Zeiten erscheinen lässt, das ist die stärker durchscheinende »Wirklichkeit des Kommenden«, von der schon Canetti gesprochen hat; Kommendes gleichermaßen mit allen Verheißungen und allen Bedrohlichkeiten. Demzufolge muss ein anderer, differenzierter, ein genauerer Blick auch *in* der Schrift wirksam sein, ohne dass hierfür der Zeichenvorrat unserer Schrift-Sprache aufgegeben werden müsste.

Somit sind innerhalb des zwar auseinander driftenden, dafür aber in weit aus größere Dimensionen sich erstreckenden Geländes der Schrift Möglichkeiten gegeben, mittels kalkulativen und imaginativen Denkens dem Textuellen einen neuen Ort zu vermitteln.

Begreift man also das Poetische in einer Form, z. B. in der Form von Prosa, nicht als diffuse, sentimentale Beliebtheit oder gar als den einzigen Umweg zur Vermittlung zwischen den Dingen und den Empfindungen des Menschen, sondern erkennt man das Poetische als die präzise Fähigkeit einer Form, deren Symbole in verschiedene Richtungen laufen, in mannigfaltigen Bereichen der Wirklichkeit sich ansiedeln und somit immer neue Signifikanten entdecken zu lassen, dann wird man rasch einsehen, worin der Wert solch poetischer Fähigkeiten des alphanumerischen Codes besteht: im Wiedererscheinen-Können des Körpers der Lust als Text. – Dabei tritt aus der Schrift zum einen die Geste, als die in den Buchstaben und Ziffern geborgene Physis, hervor; zum anderen – durch die Schreibweise des Schriftstellers – findet die Zeit-Dimension im Text ihren unmittelbaren, zeichenhaften Ausdruck. Als »Überwinderin des Todes«, dem Synonym für alle Vergänglichkeit, hat man früher Erwartungshaltungen an die Literatur herangetragen, doch hat man diese Fähigkeit allein in der signifikativen Substanz (im Inhalt einer Wortmenge) gesucht, nicht – viel effizienter – im poetischen Vermögen des alphanumerischen Codes.

Natürlich existieren viele Möglichkeiten und Wege auch für Prosaliteratur, dem geschwätigen Schweigen des vergesellschafteten Sprechens zuwider zu schreiben. Etliche dieser Wege mögen weitaus spektakulärer sein als der von mir gewählte Weg. Meine Suche gilt nicht Mitteln und Methoden aus fremden Systemzusammenhängen, etwa denen der formalen Logik, von der ich nichts verstehe, ebenso wenig der Beschränkung auf das Inhaltliche, den Stoff und die Fabel allein, wobei der Schrift dann lediglich die erniedrigende Funktion des Transportmittels für Inhalte in ihrer Versklavtheit durch das »wilde« Sprach-Schrift-Reglement zufällt. Denn nicht allein das individuelle Ich kommt bei diesem totalisierenden Reglement zu kurz – es ist vor allem die Sprache selbst, die sich *in* sich selber mitteilbar machen will als »das ›Medium‹ der Mitteilung«, wie Benjamin sagt: »Denn gerade, weil *durch* die Sprache sich nichts mitteilt,

kann, was *in* der Sprache sich mitteilt, nicht von außen beschränkt oder gemessen werden, und darum wohnt jeder Sprache ihre inkommensurable einzig geartete Unendlichkeit inne. Ihr sprachliches Wesen, nicht ihre verbalen Inhalte bezeichnen ihre Grenze.« – So habe ich beim Schreiben sehr bald das Unzureichende, auch das Unlautere, empfinden müssen, die Bedeutung von Texten im Bereich des Inhalts allein zu suchen und festzumachen. Die Netze der Inhalte sind infolge ihrer Steuerbarkeit durch machtvolle Diskurse viel zu weitmaschig, will sagen: viel zu beliebig, um als Gradmesser für Bedeutung allein fungieren zu können.

Bekanntlich ist der menschliche Körper stets Schauplatz für das Chaos von Geschichte, das der eigenen wie das der Zeiten, aus denen er kommt und in denen er lebt; in den Diktaturen, den Zeiten gewalthafter Bloßlegung, sogar ist der menschliche Körper der einzige Text, der die Wahrheit sagt. Das erhellt die Provokanz, die im Erscheinen, im bloßen Da-Sein *des* menschlichen Körpers allzeit besteht: Denn mit welchen Parolen eine Staatsform abendländischer Prägung auch immer sich beflaggen will, stets wird darin der menschliche Körper mitsamt seinem Willen und seinen Ansprüchen als Instrument der Unfügsamkeit, Störung und Renitenz betrachtet werden. Ihn gilt es abzurichten, zu disziplinieren, in Denk- und Sprachgestik tautologisch zu uniformieren und zu kontrollieren oder, wie die gegenwärtige Sprachregelung einschmeichelnd lautet: ihn dem bestehenden Konsens innerhalb der Mehrheitsgesellschaft einzugliedern. Jegliche europäische Staatsform hatte und hat ihre unterirdische Quelle in der Körperlustfeindlichkeit des Christentums mit seinem alttestamentlichen Granitmaulgeschlage von Gut und Böse, Schuld und Sühne, Rache und Vergeltung, das bis zum heutigen Tag alle Welt bei weitem nicht nur durchschallt ...

Ich suche daher mit meiner Sprache und meiner Text-Machart nach Ausdrucksmöglichkeiten, das in den sozialen und mentalen Wirklichkeiten bestehende Unrecht zu benennen, zuzuspitzen, um es zu verneinen! Diese Verneinung aber hat im Kopf des Lesers stattzufinden, nicht auf dem Papier. Soviel lässt von Brecht sich lernen; denn die Wirklichkeit des Textes kennt qualitativ durchaus andere Merkmale als die Wirklichkeit der Außenwelt. Würde ich *das Positive* ohne dessen Einbettung im bestehenden Unrecht herausstellen und dabei der Sprachregularien der Herrschaft mich bedienen, ich würde mich dann mit meiner Sprache genau dem unterwerfen, worauf ebendieses Unrecht basiert: auf gesellschaftlicher Gewalt. Daher muss eines Schriftstellers Arbeit stets mit der Frage sich konfrontieren: Wieviel STAATSRÄSON ist in deinem Werk?

Vor diesem Hintergrund gilt mein Schreiben der Suche nach der größtmöglichen Subjektivität des Textes; daher ist die Emotionalität aus erlebbarer Wirklichkeit durch Mittel der Sprache *und* der Schreibweise in die Emotionalität des Textes zu übertragen. *Im* Textgebilde sollen in der Gesamtheit die Spannungen und Konflikte der äußeren Wirklichkeit durch die Bandbreite literarischer Mittel in der Wirklichkeit des Textes – in bearbeiteter, zugespitzter, inszenierter Wirklichkeits-Form – sich wieder finden. Auf der einen Seite betreibe ich eine

Zulassungsästhetik: Es gibt nichts, das nicht zu Literatur werden könnte, in jedem Sinn ist nichts zu verfemen. Aber gerade deshalb bedarf dieses Zulassen der Bearbeitung des Materials, des Formens, um dieses vorgefundene Material zum Sprechen zu bringen.

Seit ich daraufhin nach mir gemäßen Schreibweisen suche, bevorzuge ich in all meinen bislang vorgestellten Arbeiten den Weg, der die Mittel und damit die Freiheitsgrade, die im *textuellen Selbst* begründet liegen – nämlich dem Willen der Schrift, sich zu schreiben – zu berücksichtigen sucht: individualisierte Schreibform der Wörter; Modifizierung der Grammatik und der typografischen Ordnung des Textbildes sowie eine variierte Interpunktion. – Im abschließenden vierten Exkurs werde ich einige der grundlegenden Mittel für meine Schreibweise benennen.

EXKURS 4

DIE GEZÄHMTE SCHRIFT

Dazu wende ich mich jener anderen Form des Schreibens zu, die, an der Oberfläche zum Ich, seiner individualisierten Außenschicht angesiedelt, zum verbindlichen Regelwerk durchaus im dialektischen Verhältnis steht. – Insbesondere die Verwendung von Ziffern in meinen Texten möchte ich im Folgenden hervorheben.

Vorweggenommen sei noch einmal die Bemerkung, dass es sich bei dieser Aufstellung keinesfalls um eine starre Systematik, gar um ein Dogma handelt! Vielmehr ist sie zum einen als Hinweis für den Leser gedacht, Übersetzungsmöglichkeiten zu entdecken, die durchaus andere als die vorgeschlagenen Bedeutungen hervorbringen können; die Wege des Symbols durch die Bereiche der Signifikanten sind bekanntlich niemals vorbestimmt. Zum anderen – entscheidenden – *besteht für die Verwendung von Ziffern und Zeichen im Schriftbild der strikte und ausschließliche Kontext-Bezug für die jeweilige Bedeutung des im Text eingesetzten Zeichens*. Dem so beschaffenen Dialog-Angebot an den Leser auf der Sinnesebene eines literarischen Textes gilt allemal die Priorität.

Ziffern als Numeralen sowie als unbestimmte Artikel: Hierzu sei an eine Formulierung vom Ende des 1. Exkurses erinnert, wonach das Wort auf eigene Physis verweise und, weil es wesentlich sei, auf eigenen Charakter. Somit – und wiederum muss der jeweilige Kontext-Bezug berücksichtigt bleiben – lassen sich die entsprechenden Wörter grundlegend in einen *physischen (anschaulichen, sinnlichen)* oder aber in einen *charakterologischen (nichtsinnlichen, im weitesten Sinn geistigen)* Bedeutungszusammenhang bringen. Beides ist auf direkte Weise angesichts der grafischen Gestalt der Schriftzeichen aufzufassen. – Einen speziellen Anwendungsfall habe ich bereits in dem Beispielsatz erläutert; ich möchte dem nun einige allgemein gehaltene Hinweise folgen lassen.

Sollen im Kontext *zeitliche Vorgänge* sinnfällig werden, dann werden mittels der *grafischen Gestalt* einer Ziffer, beispielsweise der »1« (selbstverständlich ist erforderlichenfalls jede andere Ziffer ebenso tauglich), die in ihrer optischen Erscheinung als schmal angesehen werden dürfte, anhand dieses Signalements den im Text beschriebenen Handlungen im Zeitbereich kurze, eilige, rasch vorübergehende, auch knapp bemessene Zeiten (Stichwort: Terminzwänge) zugehören.

Erfordert der Kontext das Signalement einer Person in ihrer *physischen Erscheinung*, so wird die Ziffer diese Person als hager, dürr, auch als hochaufgeschossen und mit aufrechter Körperhaltung, als flink und beweglich vermitteln.

Sollen dagegen *charakterologische Erscheinungen* einer Person signalisiert und durch den Text getragen werden, dann wird die Ziffer das Symbol sein u.a. für ein spartanisches, ja geiziges Wesen; die Person sei aber desgleichen ehrlich, im Sinn von geradeheraus, im Urteil gerecht, geistig flink und von schneller Auffassungsgabe. In den Tätigkeiten eilig, fähig, Scheu vor lange dauernden oder körperlich schweren Arbeiten, dabei genau bis pingelig. Auf der Erlebnis-Charakteristik lässt sich anhand der dünnen Ziffer nur wenig genuss- oder lustbetontes Wesen erkennen; kurzangebunden und hastig. Auch liegt im optisch dünnen Signal der Ziffer die Möglichkeit zum Hinweis auf materielle Not dieser Person gegeben.

Handelt es sich dagegen um *Dinge in ihrer optischen Erscheinung*, so denkt man anhand der sie bezeichnenden Ziffer sowohl an Einfachheit wie an Fragilität, auch opake Gebilde (z. B. »Black Box«) finden so ihr Symbol. Insbesondere aber erwartet man auf solches Signal hin hohe, schmale Gebilde; Enge und Bedrängnis ebenso wie Auf- und Vorwärtstrebendes, zudem weithin Sichtbares (z. B. Stromleitungsmast oder Fabrikschornstein). Bei Wegen, Straßen, Flussläufen geradlinigen, schmalen Verlauf. In ihren *Eigenschaften* sind derlei bezeichnete Dinge je nach Kontext: kalt, spitz, scharf(kantig), hart, kompakt; klein, von leichtem Gewicht; auch an Kurzlebigkeit und schnelle Verbrauchbarkeit lässt sich denken.

Ich halte es für unnötig, nun die gegenteiligen Fälle durchzuexerzieren; den Numeralen und unbestimmten Artikeln jeweils als Buchstabe für Buchstabe ausgeschriebene Wörter kommen durch ihre *grafisch breite* Erscheinungsform innerhalb eines Textbildes im wesentlichen konträre Bedeutungen gegenüber der Verwendung von Ziffern zu.

Ein Beispiel für die physischen Relationen innerhalb eines Satzes: »1 Haus steht allein in **einer** baumlosen Ebene, 1 steile Treppe im=Innern des Hauses führt hinauf zu **einem** hellen, freundlichen Zimmer.«

Im Verhältnis zu einer baumlosen Ebene muss »1 Haus« optisch als enges Gehäuse empfunden werden. »Ein helles, freundliches Zimmer« müsste objektiv zwar im Verhältnis zur Landschaft noch winziger und enger als das Haus erscheinen, doch wäre das Aufstellen einer solchen Proportion unrealistisch, empfindet man doch Enge oder Weite eines Raums stets im Verhältnis

zum unmittelbar Nächstliegenden, zum Haus also, in dem das Zimmer sich befindet. Und weil in einer Fremde die ersten Eindrücke oft über alles Weitere bestimmen, dürfte der Anblick von »einem Zimmer« (mithin eines geräumigen Zimmers) im zunächst als eng empfundenen Haus, und nach der »1 steilen Treppe«, einer sogenannten Hühnerleiter, gewiss die angenehmste Überraschung bieten.

Hier deutet sich eine Vielzahl von Möglichkeiten an zum sprach-optischen Spiel. Denn das einmal so erstellte Feld gestattet Kombinationen zwischen Text-Inhalt und -Signalement durch solchermaßen Zeichengebung, die dem Leser zusätzliche Informationen zuspielden, die er dann mit denen der syntaktischen Ebene in einem höheren Informationsgrad zusammenbringen kann.

Einen beliebigen Text mit seinen Begrenzungen sowohl innerhalb der Zeilen- als auch der Seitenmaße eines Blattes Papier grundsätzlich als *dreidimensionalen*, als *erotischen Körper* zu begreifen, eröffnet in mehrfacher Hinsicht neue Möglichkeiten zur Differenzierung in der Schreibform und damit zu einer größeren Genauigkeit hinsichtlich des zu beschreibenden Sachverhalts und des Gegenstands: zum einen innerhalb der Grobstruktur – bei Prosa die *Wordichte* (der Metaphernbau im kontextuellen Bezug); die Wahl der Absätze, der Wörterverbindungen oder -trennungen, der Zeilenbrüche. Zum anderen für die Feinstruktur des Gebildes – so die Fassung der *Primärstellen* des Satzes, wie Subjekt, Objekt, aber auch von Haupt- und Nebensätzen sowie deren Erweiterung oder Beschränkung.

Spricht man von Körper und Erotik als dem Schriftbereich der Sinnlichkeit, dann erschließt sich daraus sofort die weite Thematik der Grausamkeit. Zum einen sind für den unbefangenen Beobachter die zoologischen Gesten der Sexualität von denen der Gewalt kaum zu unterscheiden, zum anderen geht es in der Schrift um die Durchdringung von verhärteten Bedeutungsschichten: aus den lückenlos gewebten Wörter-Begriffe-Netzen aus Zugehörigkeiten, Verwandt- und Nachbarschaften zur Sinnübermittlung; ihrem Sinn und ihrer Bedeutung nach darüber-, darunter- und dahintergelagerte Wörter formen einen Text, der sogleich Texte unter diesem Text aufscheinen lässt usf.; kurzum: Aus der Kontiguität von Sprache gilt es durch Wortkörperzusammenfügungen und -zerlegungen, auch mittels Hereinnahme geläufiger Fremdsprachenanteile, zusätzliche Dimensionen für den Sinn und Inhalttransport in einem Text aufzufinden. Im obigen Beispielsatz mit den »Fünffahren« als zusammengesetztes Wort hatten wir dessen veränderte Bedeutung ersehen.

Im nächsten Beispiel für eine *Wortzerlegung*:

a) Proletarier → Prolet-Arier hingegen wird ein längst eingebürgertes Fremdwort aufgetrennt. Demjenigen, der mit den Lebenspraktiken beispielsweise in stalinistischen Diktaturen bekannt ist, dürfte diese Wortzerlegung vom »Proletarier« zum »Prolet-Arier« nicht nur kein Verständnisproblem bereiten, sondern die Gesamtheit einer historischen Erfahrung vermittelt dieses Signalements präsent werden.

b) Gedankenstrich → Gedanken-Strich

Das Zerlegen dieses Kompositi kann z. B. als Anspielung auf die Zeit nach dem Mauerfall in Deutschland und die veränderten politischen Umstände verstanden werden. So ließ sich beobachten, wie in der Öffentlichkeit so manche, einst philokommunistische Intellektuelle, nunmehr zum Zweck der eigenen Apologetik, peinliche bis ärgerliche Umdeutungen von Positionen und Taten aus ihrer eigenen Vergangenheit vollführten, um den Anschluss an die Konjunktur auch unter diesen veränderten Umständen nicht zu versäumen – man kann von diesen Exemplaren sagen, sie gehen auf den *Gedanken-Strich*. Der einstige Inhalt des Kompositi kann durch die Wortzerlegung in kürzester Form, neben der eigentlichen, zusätzlich eine andere, hier eine satirische Bedeutung erhalten.

Eingedenk der Mahnung von Oscar Wilde, dass derjenige, der ein Thema zu erschöpfen sucht, in Wahrheit nur die Geduld seiner Zuhörer erschöpft, möchte ich die übrigen Einzelheiten, die zu meiner Schreibmanier gehören, hier nicht weiter vorführen, Sie finden sie zudem in kurzer Form als Legende in zweien meiner Bücher: in *Abschied von den Feinden* und im Anschluss an die Erzählung *Gewitterlicht*.

Ich komme zum Schluss meiner Ausführungen. Noch einmal sei es gesagt, dass meine Schreibverfahren kein Dogma bilden, wonach jeder streng sich zu richten habe, um beim Verstoß nicht durch Unverständnis gerichtet zu werden. Im Gegenteil, meine Schreibmanier ist als Anregung für Leser zu verstehen, über Gegebenheiten im Umgang mit der Schrift in unserer gegenwärtigen Kultur verdeutlichende Gedanken sich selbst zu verschaffen.

Am Ende der Exkursionen zum Thema meiner gewollten Schreibweise glaube ich aber die bange Frage selbst des wohlmeinendsten Zuhörers zu vernehmen, ob ich denn gar erwarte, man solle bei der Lektüre neben meine Texte solcherart Legende wie Notenblätter legen, um den Text und sein Schriftbild überhaupt in seiner ganzen Dimension begreifen, womöglich gar einen Genuss daraus schöpfen zu können. Denn wozu sonst, wenn nicht der irgend gearteten Genusserwartung halber wendet man vom Alltag sich ab und nimmt ein Buch zur Hand?! – Einen Text zunächst allein in seiner *optischen* Erscheinung, ähnlich dem Betrachten einer Grafik, wahrzunehmen, diese grundsätzliche Möglichkeit bietet meine »präparierte Schrift«. Doch lehren mich die bisherigen Erfahrungen, dass allein der Anblick eines solchen Text-Bildes hinreichend Anlass gibt zu Irritationen, die mitunter so groß sind, dass mancher ein derartiges Buch sofort aus der Hand legt und nie wieder darauf zurückgreifen will. Und eben diesem Impuls zur Gicht und dafür Ihrer Neugier zu Flügeln zu verhelfen, die Sinne für Möglichkeiten zu schärfen, dass durch das Vermögen des alphanumerischen Codes in der Prosaliteratur die Erzählweisen sich erweitern lassen, um Texte informativer und sinnlicher zu gestalten, das ist die Absicht meines Schreibens.

Hierher gehört schließlich die Frage nach dem Adressaten von Literatur: Für wen schreibe ich? Für drei Leute: Zunächst für mich allein, dann für mei-

nen Lektor und meinen Verleger, denn ihnen muss das Geschriebene zusagen, sonst wird aus dem Manuskript kein Buch. – Dies ist keineswegs eine elitäre Auffassung, sondern die einzig wirkliche, und sie trifft für jeden Schriftsteller zu. Wer behauptet, er schreibe für »sein« Publikum, weiß entweder nicht, was er sagt oder er sagt bewusst die Unwahrheit. Denn wer wollte sich anmaßen, die Menge so unterschiedlicher Personen, die ein Publikum ausmachen, derart über einen Kamm zu scheren, dass sie »sein« Publikum wären?!

In der Aufforderung zur Teilnahme des Lesers am Dialog des Autors mit der Sprache, um diese poetische Informationsstrecke abzuschließen, darin formuliert sich die politische Geste als das kommunale Verhältnis zwischen zwei souveränen Positionen: dem Autor und dem Leser.